

Ein Brief

von Philipp Koch

Lieber Freund,

zu lange schon habe ich Dir keinen Brief mehr geschrieben. Vielleicht liegt es an unserer Zeit, vielleicht an meiner Situation, diesem ganzen *um mich herum*, dass ich kaum die Muße finde, Dir mehr als die wenigen Zeilen zu schreiben, die man so gewöhnlich auf einer Postkarte unterbringt. Dabei hast Du ja recht. Das Geschriebene ist etwas ganz anderes als das Gesprochene. Deine Abneigung gegen Letzteres verstehe ich immer besser. Es ist ja fast so, als würde uns die Sprache versagen, wenn wir sprechen. Die Erzählung entgleitet uns dann immer, wird übertüncht vom Alltäglichen, von der Anekdote, vom Belanglosen. Das Geschriebene wiederum, es lässt uns ja nicht flüchten in das Banale. Dann bräuchten wir gar keine Mühe darauf verwenden. Jeder Satz muss überlegt sein, jedes Wort soll klingen, ganz wollen wir uns mitteilen. Natürlich missversteht man das Geschriebene leicht. Das hast Du immer schon gesagt. Umso mehr Sorgfalt, so Du, benötigt es, einem Anderen so zu erzählen. Die Worte, dass sagtest Du sehr richtig, stehen da für immer. Ihre Verletzungen ebenso wie die Freuden, ihre Offenheit dem Verstehen gegenüber ebenso wie die Unmöglichkeit, sie durch eine Geste, eine Nachfrage, ein Lachen, den Ausdruck des Gesichts zu kommentieren. Mir erscheint der Körper eines Menschen der spricht immer häufiger wie eine Fußnote zu dem Gesagten. Der Mensch steht da und spricht und ist sich sein eigener Kommentar.

Wir ahnten das wohl. Ich erinnere mich noch an jenen Abend daheim, als wir zusammen auf der Veranda saßen und schweigend hinaus in die Dunkelheit der Nacht sahen. Der damalige Freund meiner Schwester kam daher, sie abholen. Als großer Bruder hegt man ja einigen Argwohn, der Andere weiß das, also versucht er sich Liebkind zu machen, gleichviel Liebkind zu machen als in dieser albernen so gewöhnlichen Weise sich darzustellen, als „Mann“. So saßen wir da und er redete und redete. Es war schon merkwürdig – daher erinnere ich mich bis heute so gut daran – wie er gleichsam versuchte, uns nach dem Mund zu reden, jedenfalls so, wie er das glaubte machen zu können, er kannte uns ja kaum, und sich darzustellen. Wir ließen ihn, die Schwester kam, sie gingen. Wir blieben zurück und sahen in die Nacht, schweigend. Bis Du etwas sagtest wie: „Was für ein seltsamer Mensch“ – und wir Beide lachen mussten, bis und der Bauch weh tat. Überhaupt erscheint mir heute dieses sich Darstellen als das vielleicht ungehörigste, verlogenste. Ohne wirklichen Erfolg arbeite ich daran, es abzustellen. Ob es unsere innere Ordnung ist, dass wir so sein müssen? Vielleicht

sollte man auch nur den Umgang mit Fremden meiden. Da ist es ja, dass wir uns aufplustern. Um zu beeindrucken, um zu unterdrücken, um zu glänzen. Welch billige Triumphe und Niederlagen.

Noch ein Grund für das Geschriebene Wort, vielleicht. Was mich aber mehr erschreckte, als diese Einsicht, war, mit Händen und Füßen und Grimassen zu reden, wirklich zu reden, sich in Schweiß zu reden und dennoch nichts zu sagen. Nichts von dem, was man sagen wollte. Vielleicht lassen sich die Dinge auch nicht sagen. Nicht mit dem Mund erzählen. Vielleicht ist das alles zu flüchtig, zu schnell, hat man nicht die Zeit, sich zu sortieren, die Worte und Sätze und alles abzuwägen. Zumindest bei Dir bin ich mir sicher, dass du diese meine Einleitung verstehen wirst, sie nachfühlen kannst. Und Deine Worte hierzu würden mich interessieren.

Ansichten, diesen Ausdruck mag ich nicht mehr gebrauchen. Jeder hat Ansichten und Gesichter dazu und Töne, die aus seinem Mund herauspurzeln, wenn er sie mit geschwellter Brust zum Besten gibt. Aber Worte, die hat kaum noch einer. Deswegen habe ich auch endgültig mit den Zeitungen gebrochen. Das sind mir Ansichtenmaschinen geworden. Blätter, raschelnde, hergestellt von welchen, die das „Ansichten haben“ zu ihrem Beruf machen, ja, schlimmer noch, welche Ansichten für jeden liefern, der mag, frei und zugänglich, zum Nachplappern und Sichtverstellen geradezu angefertigt. Daher vielleicht auch diese Gleichförmigkeit immer. Dieses langsame dahinsiechen des Originellen. Triffst du einen kleinen Angestellten, hat er die Meinung der und der Zeitung. Triffst du einen Bäcker, die von der und der. Und triffst du zuletzt auf einen Studierten, einen Gebildeten, bei dem du Hoffnung hast, aus seinem Munde wenigstens eigenes, Ideen fallen zu sehen, weit gefehlt, das sind die schlimmsten. Sie haben nicht nur ihre Zeitungen für ihre Ansichten, auch noch ihre gelehrten Bücher, mehr noch aber die gelehrten Bücher über gelehrte Bücher, so dass ihnen gar nicht mehr beizukommen ist, sie sind in allem fertig, wenn sie Morgens aus dem Haus gehen, haben sich schon über Jahre fremde Ansichten angefressen und all ihr Sagen ist fett geworden darüber, fett und unansehnlich. Das selbst die meisten Jungen Leute heute nichts anderes tun, als die Worte anderer wiederzukauen und sich in eine von ihnen „Individualität“ genannte Uniformierung zu stürzen, eine solche oder solche, zugegeben, das ist wohl das betrüblichste.

Wie du siehst ist mir das Reden, das Gespräch als solches, widerlich geworden, dennoch kann ich es nicht lassen. Weniger, dass ich rede, ja, aber ich höre, lausche, sammle auf den Straßen und in den Cafés und den immervollen Bussen, Trams, Bahnen. Was mir dabei auffiel ist dieses: bei den ganz einfachen Menschen, da findet man manchmal noch ein Wort, mit Glück, ein wirkliches.

Aber ich will dir nun lieber von meinem Leben erzählen, hier, in der großen Stadt. Aber was heißt das? Große Stadt! Man macht sich ja gar nicht den richtigen Begriff, wenn man das so schreibt: „Stadt“ oder „große Stadt“. Das erstaunlichste ist wohl, zu versuchen, die Stadt als Stadt zu erfahren, als ein großes Ganzes, zusammengesetzt aus soundsoviel abertausend Ziegeln, aus Kilometern von Stahl, Tonnen von Glas, Bergen von Teer. Aber das sind auch noch Äußerlichkeiten. Dazu kommen dann die Autos, die Straßenbahnen, die Busse, die Untergrundbahnen, die Fahrräder. Das ist ihre Bewegung. Im Innern. Und dann sind da die Menschen. Alles zusammen ist irgendwie dann die große Stadt.

Es hat ein wenig gedauert, bis ich es gesehen habe. Überhaupt muss man ja das Sehen auch lernen, immer wieder neu. Erst habe ich aufs Ganze gesehen. Da sieht man aber nichts. Dann, nach und nach, ist mir das Ganze wie von allein mehr und mehr zerfallen. Aber es ist gerade im Zerfallenen, in diesen Teilchen, Atomen, Momenten, wo das Ganze erst greifbar wird. Vielleicht bin ich auf dem rechten Weg. Aber ich erzähle: Nach den ersten verwirrenden Tagen und Wochen habe ich mir nun angewöhnt, Spaziergänge zu machen. Nicht solche, wie man sie von Zuhause kennt, es ist mehr ein Staunen, ein Treiben, ein Fließen mit der Stadt. Nie hab ich ein Ziel. Ein Ziel wäre fatal, verstehst Du? – In diesem Fließen dann löst sich alles auf. Man (hier fehlen wieder die Begriffe. Soll ich sagen: schreitet? Nein.) – man wird von Augenblick zu Augenblick, von Eindruck zu Eindruck getragen, von einem fallenden Blatt zu der Plastiktüte zu deinen Füßen, zur Fassade mit den Masken, zu dem einen Stein da, du siehst auch die Gehwegplatten, nicht das Muster, das ist ja Illusion, eher schon das Unmuster, die beschädigte Gehwegplatte, die Gräser, das Leben, dass überall ist und sich seinen Weg sucht, die Schlaglöcher, die geflickten Flecke im schwarzen Gewand der Straße, ein Wort, manchmal einen Buchstaben auf einem Plakat, das Bild auf einem Schild, die Spiegelung in einem Schaufenster. Und es trifft dich. Manches. Alles. Ins Auge, ins Herz, ins Hirn. Manchmal mit ordentlicher Wucht und dann stehst du einen Moment still. So beginnst du die Stadt zu verstehen. Durch das Sehen.

Und du siehst: die Stadt ist ein lebendes Wesen. In ihr pulst und drängt das Blut, sie hat Leidenschaften, sie kennt das kurze Glück, die tiefe Traurigkeit, Tragödien, Komödien, mehr als nur je ein Mensch. Und dabei ist sie auch gar nicht geradlinig, sie ist vielmehr gewachsen. Seit Ewigkeiten, möchte man annehmen. Ich stelle mir das so vor (natürlich wird es nicht so sein, aber es könnte, und das könnte macht es ja) :alles fängt also an mit diesem schweigsamen Mann und seiner Frau, der sich im Wald aus selbstgefällten Baumstämmen eine Hütte baut. In der Nähe ist ein Fluss, zum Fischen, zum Fahren, zum Wasserholen. Bald nun, so stelle ich mir vor, kamen Wanderer vorbei und saßen da mit am Feuer mitten im

Wald, man erzählte sich Geschichten, noch so richtige, welche die unter die Haut gehen, nicht nur ihres Inhalts wegen oder ihrer Form oder wie da was erzählt wird, nein, sie gehen unter die Haut, weil sie unbedingt geglaubt werden, sie mehr vom Mythos, von der Sage an sich haben, ganz ungebrochen, naiv, beinahe kindisch vielleicht. Und man hat Ehrfurcht vor dem Wort – stelle ich mir vor – nimmt es, prüft es, bestaunt es. Man geht nicht so leichthin drüber weg. Die Wanderer ziehen bald, vielleicht am nächsten Tag, vielleicht am übernächsten, weiter, tragen aber den Ort mit sich und geben Kunde vom Mann im Wald, so dass bald schon häufig Wanderer auf ihrem Weg durch den Wald dort vorbeiziehen, ja ein richtiger kleiner Pfad weist schon bald schneisig dem Reisenden die Richtung. So ein schweigsamer Mann hat viele Kinder. Und die bauen sich ihre Häuser neben das des Vaters. Holen sich Ehemänner und Ehefrauen. Bald schon, durch wer weiß was für glückliche Umstände, ist dort, wo das Haus des schweigsamen Mannes stand, ein kleines Dorf. Es bleibt lange ein Dorf, dann vereinigt es sich mit anderen Dörfern, wird Stadt, wächst, hat Hochphasen und Tiefpunkte, wird Residenz, wird abgebrannt, aufgebaut. Alles das aber nicht so fein säuberlich geordnet, eher wild, frei, naturwüchsig. Um die Kirche herum erst, dann um das Schloss, zuletzt um die Börse. Die Börse ist am Ende das Herz einer Stadt, bevor sie weiter aufsteigt, Großstadt, Metropole wird. So stelle ich mir das vor. Und so ist so eine Stadt. Sie hat einen tausendgliedrigen Körper aus Häusern. Die Straßen sind ihre Blutbahnen. Und die Menschen, ja, die Menschen. Das ist nun wieder so eine Sache für sich. Seltsam, wie die Stadt gleichzeitig mehr und viel weniger ist als die Menschen, die in ihr hausen. Vielleicht kann man es so sagen: die Stadt ist ein Lebewesen, von denen die Menschen ein Teil sind, gleichzeitig aber ist jeder Mensch für sich, im Inneren, so eine Stadt, eine noch viel größere, noch viel wunderbarere und noch viel unverständlichere.

So wie jeder Mensch eine eigene Stadt ist, so hat jeder Mensch auch seine eigene Sprache. Das verwunderliche ist nun: auch die Stadt hat eine Sprache. Sie ist wie ein großes, kryptisches Buch, in dem man lesen kann. Nur muss man erst diese ganz eigene Sprache lernen. Dieses Gewirrwarr aus Zeichen und Unzeichen, aus Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Wirklich. Ich musste eine ganz neue Sprache lernen hier. Die Sprache der Fassadenantlitze, das Kopfsteinpflasterflüstern, das Baumraschelrauschen, das Hupengeschrei, das Schildersprech. Und im Zusammengehen all dieser Töne, Zeichen, Ansichten, Grimassen, Gesten, Symbole mit den Menschen, die darin hausen, spielen, leben, lieben, das ist dann die Sprache der Stadt. Ich lerne auch immer noch. Vor allem die Stadtteildialekte, die muss man dann noch in Betracht ziehen, das „wie“ etwas gesagt wird

von der Stadt. Dafür bekommt man erst mit der Zeit ein Gefühl, wenn man den Text da um sich herum so ein wenig zu lesen versteht.

Durch dieses Lernen, diese neue Sprache, die mir da plötzlich aufscheint, habe ich auch wieder zu arbeiten begonnen. Es ist kein eigentliches Erzählen, was ich tue, wenn ein Erzählen überhaupt noch möglich ist, es ist ein Collagieren. Ich schneide und sammle und notiere und fotografiere und spreche vor mich hin. Teile der Zeichen, der Eindrücke, der Sprachfetzen, einzelne Buchstaben gar. Abends sitze ich dann manchmal stundenlang da und ordne an. Aus dem Chaos, dem ganz willkürlichen, dass doch Sinn in sich trägt, dass doch mehr Sprache, mehr Wort, mehr Wirklichkeit ist, mehr erzählt auf eine ganz andere Weise, als man das so vordergründig erkennen würde. Ich füge dann zusammen. Nach verschiedenen Maßstäben. Ich webe, knüpfe, knote einen Sprachteppich aus Eindrücken, könnte man sagen. Nicht, dass man es je verwenden könnte, nein, aber darum geht es nicht. Ich hoffe so meine eigene Sprache wiederzufinden, vielleicht. Und es ist wunderbar, manchmal, was man da für Bilder zusammenfügt. Aus Passendem. Auch aus ganz Unpassendem. Flächig hier, spitz dort, lyrisch, prosaisch, alles kann dabei passieren.

Wenn ich mit meiner Arbeit vorankomme, werde ich sie Dir, lieber Freund, zum Lesen geben, so du mögen solltest. Und bald schreibe ich Dir mehr von meinen Abenteuern. Und du von Deinen?

Auf ein Wiedersehen. In nicht allzu ferner Zukunft.